



Eine Löwenjagd

Von Joseph Lemasolai Lekuton

*Meine liebe Mutter,
Nenn mich nicht Baby,
Ich hörte auf ein Baby zu sein, bei meiner Initiation.*

Ich werde euch die Löwengeschichte erzählen.

Wo ich lebe, in Nordkenia, ist der Löwe ein Symbol für Tapferkeit und Stolz. Löwen haben ein besonderes Auftreten. Tötest du einen Löwen, wirst du von jedermann geachtet, Andere Krieger denken sich sogar Lieder am, die deine Tapferkeit rühmen. Es ist daher der Traum eines jeden Krieger, einen Löwen zu toten, wenn sich die Gelegenheit dazu ergibt. Während ich heranwuchs, hatte ich viele Begegnungen mit wilden Tieren - Elefanten, Nashörnern, Büffeln, Hyänen. Aber zu der Zeit, als sich diese Geschichte zutrug — ich war damals ungefähr vierzehn -, hatte ich noch nie einem Löwen gegenübergestanden. Noch nie. Ich hatte aus dem Mund all der jungen Krieger Geschichten gehört, und darin hieß es immer; »Wahnsinn, gestern haben wir einen Löwen gejagt« - sie prahlten damit. Und ich sagte immer: »Tolle Sache.« Was ist so toll an einem Löwen? Es ist nur ein Tier. Wenn ich mich gegen Elefanten oder Nashörner verteidigen kann, dachte ich, warum nicht auch gegen einen Löwen?

Ich war gerade aus der Schule zurück in den Ferien. Es war Dezember, und es regnete ausreichend. Alles war grün und wunderschön. Die Kühe gaben eine Menge Milch. Um sie von den Zecken fernzuhalten, waren die Rinder ins Tiefland getrieben worden. Dort gibt es gutes Gras, obwohl es trockener als im Hochland ist, und hier und da einige Felsen. Und da sind keine Zecken, so dass du dir über die Gesundheit des Viehs keine Sorgen machen musst, aber die Gegend ist bekannt für ihre wilden Löwen. Sie streifen dort frei herum, als gehörte ihnen das Land.

Ich verbrachte zwei Tage im Dorf mit meiner Mutter, dann kam mein Bruder Ngoliong nach Hause, um sich seine Haare flechten zu lassen. Er bat mich, einen Ältesten, der in den Rinderpferch unterwegs war, dorthin zu begleiten. Ich würde sagen, dass der Rinderpferch so dreißig bis vierzig Kilometer entfernt war; das hing vom Weg ab, den man wählte, und es ging durch felsiges Gebiet und viel Buschland. Mein Speer war zerbrochen, deshalb ließ ich ihn zu Hause. Ich trug einen kleinen Stock und eine kleine Keule. Bekleidet war ich mit meinem *nanga*, einem roten Tuch, das um die Hüften gewickelt wird.

Wir brauchten den ganzen Tag, um hinzukommen, aber bei Sonnenuntergang schritten wir durch die Lücke in

dem Zaun aus Akazienzweigen, der unseren Pferch umgab. Innerhalb eines Radius von acht Kilometern waren mehrere Rinderpferche verstreut. Nachts konnten wir in der Ferne Feuer sehen. So wussten wir, dass wir nicht allein waren. Gleich als wir angekommen waren, erfuhren wir von meinem Bruder Lmatarion, dass zwei Löwen die Pferche in Schrecken gehalten hatten. Doch Löwen sind schlau. Wie Diebe begeben sie sich irgendwohin, schauen sich um, schlagen zu, aber sie kommen kein zweites Mal an den gleichen Ort zurück.

Nun ja, dies war unser Unglückstag. Am Abend, als die Kühe von der Weide zurückkamen, hatten wir eine Menge Milch zum Trinken und waren demnach gut gesättigt. Wir saßen zusammen ums Feuer und sangen Lieder - Lieder über unsere Freundinnen, Tapferkeitslieder. Wir tauschten Geschichten aus, und ich erzählte von der Schule. Die anderen waren immer wissbegierig, sie wollten verstehen, was eine Schule war. Im Lager hielten sich vier Familien auf, aber die meisten älteren Krieger waren ins Dorf zurückgekehrt, um sich mit ihren Freundinnen zu treffen und sich die Haare flechten zu lassen. Es waren daher nur drei erfahrene Krieger da, die gegen einen Löwen kämpfen konnten, sowie der Älteste, der mit mir hergekommen war. Der Rest von uns war jünger.

Wir gingen gegen halb zwölf oder zwölf Uhr schlafen. Im Lager schliefen wir alle im Freien unter den Sternen - da gab es kein Bett, nur ein auf der nackten Erde ausgebreitetes Kuhfell. Nachts wird es kalt in diesen Wüstengebieten. Zum Zudecken benutzte ich das *nanga*, das ich tagsüber getragen hatte. Das Kleidungsstück bedeckte kaum meinen Körper, und ich bemühte mich die ganze Zeit, es zu dehnen, um mich darin einzuwickeln, aber es ließ sich nicht in die Länge ziehen. Also rollte ich mich darunter zusammen und versuchte, mich warmzuhalten.

Alles war still. Der Himmel war klar. Kein Anzeichen von Wolken. Das Feuer war gerade ausgegangen. Wie Millionen Diamanten funkelten die Sterne am Himmel. Einer nach dem andern fielen wir alle in den Schlaf. Obwohl ich müde war, war ich der Letzte, der einschlief. Ich war so aufgeregt, weil ich am nächsten Morgen die Rinder auf die Weide bringen durfte.

Um Mitternacht weckte mich ein mächtiges Geräusch — es war wie Regen, aber nicht ganz. Ich schaute mich um. Die Sterne waren verschwunden, Wolken überall, und es fiel Nieselregen. Aber das war nicht das Geräusch. Das Geräusch rührte daher, dass alle Rinder zu pissen anfangen. Alle ohne Ausnahme und in allen Richtungen. Und das deutet auf die Anwesenheit

eines Löwen hin. Eine Hyäne veranlasst sie nicht dazu. Ebenso wenig ein Elefant. Oder ein Mensch. Das tut nur ein Löwe. Wir wussten sofort, dass ein Löwe dabei war, uns anzugreifen.

Die anderen Krieger begannen eine Menge Lärm zu machen. Ich stand auf wie sie, aber ich konnte meine Schuhe nicht finden. Ich hatte sie vor dem Schlafengehen ausgezogen, und jetzt war es stockfinster. Manche Krieger schlafen angesichts von Gefahr mit den Schuhen in der Hand und den Speeren in Greifweite. Aber ich konnte meine Schuhe nicht finden, und ich hatte nicht mal einen Speer. Dann ließ der Löwe sich vernehmen: *bhwuuuu!* Ein mächtiges Brüllen. Wir liefen in Richtung des Gebrülls. In diesem Augenblick hörten wir die rasselnden, gutturalen Töne einer Kuh, und wir wussten, dass der Löwe sie an der Gurgel hatte.

Überall waren Rinder. Sie liefen ineinander und auch gegen uns. Aus allen Richtungen hörten wir Geräusche — laut rufende Menschen, trampelnde Tiere —, aber wir konnten nicht das Geringste sehen. Mein Bruder hörte den Löwen unmittelbar neben sich und warf seinen Speer. Er verfehlte ihn - und wir können von Glück sagen, dass er auch uns verfehlte.

Schließlich gewöhnten wir uns an die Dunkelheit, dennoch war es nach wie vor schwierig, einen Löwen und eine Kuh auseinanderzuhalten. Mein Bruder kam als Erster an die Stelle, wo die Kuh getötet worden war.

Es dürfte sich folgendermaßen abgespielt haben: Zwei Löwen hatten den Pferch angegriffen. Löwen sind sehr intelligent. Sie hatten sich aufgeteilt. Einer war am Süden des Pferches geblieben, wo wir schliefen, während der andere ans Nordende gegangen war. Der Wind blies von Süden nach Norden. Die Rinder witterten den Löwen an der Südseite und stürmten in Richtung Norden — wo der zweite Löwe wartete.

Als ich meinen Bruder fragte: »He, was ist los?«, sagte er: »Der Löwe hat Ngoneya getötet.« Ngoneya war die Lieblingskuh meiner Mutter, und Ngoneyas Familie war in der Herde die Beste. Meine Mutter konnte sich darauf verlassen, dass sie mehr Milch gab als jede andere Kuh. Sie liebte Ngoneya, wirklich. Sie stand sogar nachts auf, um sie zu streicheln.

Ich war richtig wütend. Ich sagte: »Ich möchte diesem Löwen auf der Stelle gegenüber treten. Er wird einen Mann vor sich sehen, den er noch nie zuvor gesehen hat.«

Gerade als wir so redeten, drang vom anderen Ende des Lagers ein zweiter Todesschrei zu uns herüber. Wieder rannten wir, aber als wir näherkamen, rief ich allen zu, nicht weiterzulaufen. »Er wird alle Rinder toten!«, sagte ich zu meinem Bruder. Und ich glaube, an diesem Punkt setzte das Denken ein, das ich in der Schule gelernt hatte. Ich sagte zu ihm: »Schau! Wenn wir weiter hinter dem Löwen herjagen, wird er immer weiter toten. Also warum lassen wir ihn nicht fressen, was er jetzt hat, und morgen früh begeben wir uns auf die Jagd nach ihm.«

Mein Bruder meinte: »Ja, das ist eine gute Idee«, und die andern stimmten zu. Zum ersten Mal fühlte ich, wie es war, zur Bruderschaft der Krieger zu gehören. Ich hatte gerade eine Entscheidung getroffen, auf die ich stolz war. Es war schlammig, es war finster, wir waren mitten im Nirgendwo, und gerade

jetzt waren einige der Rinder kilometerweit weg. Sie waren in alle Richtungen davongestürzt, und wir konnten nichts zu ihrem Schutz tun. Deshalb kamen wir ins Lager zurück und zündeten ein großes Feuer an. Ich suchte meine Schuhe und fand sie. Ich hatte am ganzen Körper blaue Flecken von den Tieren, die heftig gegen mich gestoßen waren, und meine Beine waren blutig von den Kratzern, die mir die Akaziendornen zugefügt hatten. Mir tat alles weh.

Wir fingen an, darüber zu reden, wie wir am kommenden Tag den Löwen jagen würden. Ich sah meinem Bruder an, dass er besorgt war und mich von der Gefahr fernhalten wollte. Er sagte: »Hör zu, du bist flink, du kannst laufen. Lauf und sag den Männern in den anderen Lagern, sie sollen uns zu Hilfe kommen. Wir haben nur drei richtige Krieger hier; der Rest von euch ist jünger.«

»Auf keinen Fall«, sagte ich. »Das kann nicht dein Ernst sein! Ich bin ein Krieger. Ich bin genau so tapfer wie du, und ich gehe nirgend wohin.« Ich hatte zu dem Zeitpunkt noch keinen Löwen gesehen, weigerte mich aber kategorisch, das Lager zu verlassen.

Mein Bruder sagte: »Ich bitte dich noch einmal zu gehen. Geh und hol Hilfe! Geh ins andere Lager und sag den Kriegern, dass wir die zwei Löwen gefunden haben, die uns schon geraume Zeit alle terrorisieren, und dass wir sie heute toten müssen.«

Daraufhin sagte ich: »Nein, ich gehe nicht.«

»Na schön«, meinte er und schickte den jüngsten Jungen los, der erst um die acht war.

Als der Tag anbrach, nahm ich den Speer des kleinen Jungen und verließ mit den anderen das Lager. Keine zweihundert Meter entfernt waren die beiden Löwen.

Der eine hatte seinen Kopf geradewegs in der Kuh und fraß von den Innereien. Der andere, eine Löwin, lag einfach da: Sie hatte sich vollgefressen. Als wir auf sie zugingen, sangen wir ein Löwenlied: »Wir werden den Löwen kriegen, es wird für uns alle ein großer Tag, alle Krieger werden glücklich sein, wir werden alle unsere Kühe retten.«

Als wir näher kamen, ermahnte uns der alte Mann, der bei uns war, unaufhörlich, vorsichtig zu sein. Wir sollten warten, bis Hilfe einträte, sagte er. »Das ist gefährlich. Ihr macht euch keine Vorstellung, wozu Löwen imstande sind.« Aber niemand hörte auf ihn.

Die anderen sagten: »Wir können es schaffen. Jedermann muss tapfer sein.« Wir machten uns gegenseitig Mut, indem wir uns anstachelten.

Mein Bruder war so wütend, so aufgebracht, weil die Lieblingskuh unserer Mutter getötet worden war, dass er weinte. »Ihr habt Ngoneya getötet«, sagte er. »Ihr werdet dafür bezahlen.«

Alle waren in Trance. Ich hatte das Gefühl, dass irgendetwas in mir kurz davor war zu zerplatzen, dass mein Herz aus meiner Brust herauszutreten drohte. Ich war bereit. Dann standen wir den Löwen gegenüber. Die Löwin entfernte sich,

doch der Löwe blieb, wo er war. Unsere langen Speere hochhaltend, bildeten wir einen kleinen Halbkreis um den Löwen. Wir bewegten uns nicht. Der Löwe hatte aufgehört zu fressen und schaute uns jetzt an. Es war, als ob er genau mich anblickte. Er war groß, wirklich groß. Sein Schwanz peitschte den Boden.

Ein lautes Brüllen kam aus seiner Kehle, uns zur Warnung. Alles erbebt. Die Erde, auf der ich stand, begann zu zittern. Ich konnte geradewegs in seinen Rachen blicken, so nah waren wir ihm. Sein Maul war riesig und voller Blut von der Kuh. Ich konnte seine Zähne zählen. Sein Gesicht und seine Mähne waren rot vom Blut. Überall war Blut.

Der Löwe richtete sich langsam auf, so dass er sich uns in voller Größe zeigen konnte. Er brüllte erneut. Das zweite Gebrüll zerriss mir fast das Trommelfell. Jetzt schritt der Löwe in kleinen Kreisen auf und ab. Er sah auf unsere Füße und dann in unsere Augen. Es heißt, ein Löwe könne vorhersehen, wer als Erster seinen Speer auf ihn schleudern wird.

Ich schob mich näher an meinen Bruder heran, wobei ich darauf achtete, keinen Hinweis zu geben, dass ich meinen Speer heben oder werfen würde. Dann fragte ich ihn: »Wo ist das andere Lager?«

Mein Bruder meinte: »O, du willst jetzt doch gehen?« Er sah mich auf eine Weise an, die zu besagen schien: Pass auf, es könnte jemand denken, du hättest Angst.

Aber ich erwiderte nur: »Sag mir einfach, wohin ich gehen soll.« Er sagte es mir. Ich gab ihm meinen Speer. »Er wird dir helfen«, sagte ich und brach in Richtung des anderen Rinderpferches auf. Kein Krieger drehte sich um, um zu sehen, wohin ich ging. Sie konzentrierten sich alle auf den Löwen.

Als ich zum nächstgelegenen Lager lief, sah ich, dass der kleine Junge seine Sache gut gemacht hatte. Viele Krieger kamen herbei, sie sangen Lieder, in denen sie unsere Krieger baten, auf sie zu warten. Der Löwe wich nicht von der Stelle, bis er die vielen Männer herankommen sah, rot gekleidete Krieger. Für ihn muss es so ausgesehen haben, als sei der ganze Hang rot gefärbt. Da fing der Löwe an, einen Fluchtweg zu suchen.

Die Krieger waren der Auffassung, dass der Löwe zu viel gefressen hatte, um schnell zu laufen, und dass der schlammige Untergrund ihn bremsen würde. Sie dachten, dass sie ihn verfolgen und töten könnten. Sie lagen falsch. Als sie ihre Positionen bezogen, setzte sich der Löwe plötzlich in Bewegung und rannte los. Die Krieger blieben zurück. Sie konnten nichts tun, außer beten, dass sie diesem Löwen wiederbegegnen würden.

Von dem Augenblick an wusste ich, dass es im Dorf heißen würde, ich wäre vor dem Löwen davongelaufen. Es gab keine Möglichkeit, das zu verhindern.

»Du kennst den jungen Lekuton, den Krieger?«

»Ja.«

»Er hatte Angst vor dem Löwen.«

Mein Bruder versuchte mir beizustehen, aber wenn in unserer Gesellschaft erst über einen geredet wird, ist alles zu spät. Daher wusste ich, dass ich mich selbst beweisen musste, dass ich beweisen musste, ich war kein Feigling. Von da an ging ich jedes Mal, wenn ich in den Ferien nach Hause kam, allein zum

Rinderpferch. Ich nahm meinen Speer und zog meine Schuhe an. Selbst wenn ich vom Dorf aus fast fünfzig Kilometer laufen musste, ging ich allein, durch dick und dünn, durch Wald und Wüsten. Wenn ich dort ankam, trieb ich die Rinder allein auf die Weide. Stets hoffte ich, unser Vieh würde von irgendwas angegriffen, so dass ich es verteidigen könnte.

ZWEI

Der Stolze

Meine Altersgenossen kennen meinen Mut. Sie sagen, ich sei ein Löwe. Ich brülle Tag und Nacht.

Mein Volk spricht die Maa-Sprache, deshalb heißen wir Massai. Die Maa-Kultur setzt sich aus vielen Untergruppen zusammen, darunter sind auch die Ariaal, zu denen, ich gehöre. Die Ariaal sind eigentlich ein Gemisch aus zwei Gruppen, den Samburu und den Rendille. Meine Mutter ist Rendille; mein Vater war Samburu. Wir sind Nomaden: Wir leben dort, wo es für die Rinder am besten ist, wo es gutes Gras und Wasser gibt, abseits von Krankheiten und Insektenplagen. Wenn das Gras zur Neige geht oder das Wasser austrocknet, ziehen wir weiter. Wenn es anderswo besseres Weideland gibt, ziehen wir los. Ein Krieger legt auf der Suche nach neuem Weideland vielleicht vierzig bis fünfzig Kilometer am Tag zurück. Er steht einfach auf und geht los. Er wird ein Auge auf die Qualität des Grases haben und nach Anzeichen von Raubtieren Ausschau halten oder von Menschen, die Viehdiebe sein könnten. Dann kommt er zurück. Selbst nachts weiß er ganz genau, wo er ist. Er riecht die Bäume, und er weiß, dass an der und der Stelle ein bestimmter Baum steht, oder er hört einen bestimmten Vogel und weiß genau, wo dieser Vogel lebt. Wenn er zurück ist, wird er mit der Familie oder dem Dorf diskutieren, was er gesehen hat, und dann entscheiden sie, ob sie die Herde in Bewegung setzen sollen.

Die Maa-Sprecher lebten einst in ganz Kenia, vom Norden bis in den Süden. Nairobi — der Name der Hauptstadt im Süden — ist ein Maa-Wort mit der Bedeutung »>kalt«. Mein Urgroßvater weidete seine Rinder noch weit im Süden, bis Nakuru; das ist fast fünfhundert Kilometer von unserem jetzigen Wohngebiet entfernt. Heute gibt es mehr Menschen, mehr Städte, mehr Grenzen. Man hat Nationalparks eingerichtet. Es ist schwieriger geworden herumzuziehen, und wir leben in einem kleineren Territorium im Norden. Es gibt mehrere Tausend Ariaal. Ich kenne die genaue Zahl nicht, weil wir Menschen nicht zählen. Das ist tabu; es gilt als besitzergreifend. Selbst wenn die Volkszähler von der Regierung kommen, sagen wir ihnen keine Zahl. Meine Mutter schaut in die andere Richtung und nennt Namen. Sie sagt: »Der und der und die und die sind meine Kinder ...« - aber sie nennt ihnen keine Zahl. Sie sollen selbst damit klarkommen.

Ich wurde am Ende der Regenzeit geboren, daher war alles grün. Die Menschen waren froh. Sie mussten nicht zu schwer arbeiten. Die Jugendlichen mussten das Vieh nicht allzu weit auf die Weide treiben, Niemand musste allzu weit gehen, um Wasser zu holen; Wasser war überall. Das war im Marsabit-Distrikt, gleich südlich der Grenze zu Äthiopien. Es ist eine Gegend mit niedrigen, sanft ansteigenden Hügeln. Das Tiefland ist trocken - fast eine Wüste —, doch die Hügel sind kühler und feuchter, vor allem während der Regenzeit. Zu der Zeit lag mein Dorf an der Flanke eines kleinen Hügels namens Kamboe.

Vor meiner Geburt bestand meine Familie aus meinem Vater, seinen zwei Frauen — meiner Mutter und meiner anderen Mutter -, einem viel älteren Bruder namens Pa-raikon, der der Sohn meiner anderen Mutter war und ein Vater für mich wurde, als mein Vater starb, und meinen beiden älteren Brüdern Ngoliong und Lmatarion, die acht und fünf Jahre alt waren. Ngoliong und Lmatarion halfen meiner Mutter sehr viel. In den meisten Familien gibt es Mädchen, und die Mädchen holen Wasser und besorgen Brennholz. Aber in meiner Familie waren keine Mädchen, also erledigten das meine Brüder; allerdings lachten die Leute über sie. Die Mädchen im Dorf lachten und sagten: »Schaut euch die an. Sie machen Frauenarbeit.« Aber meine ganze Familie, wir alle lieben unsere Mutter so sehr, also stellten meine Brüder ihren Stolz hintan und holten Wasser und Holz und erledigten auch andere Arbeiten. Auf eines könnt ihr aber wetten: Beide wünschten sich, dass beim nächsten Mal ein Mädchen geboren würde. Nicht jedoch mein Vater. Er wollte einen Jungen, weil die Jungen für das Vieh sorgen - er wollte einen weiteren Hirten. Meine Brüder aber und meine Mutter wollten ein Mädchen.

Unsere Hütte stand unter einer Akazie, die noch heute dort wächst. Meine Mutter ging während ihrer Schwangerschaft, bis die Wehen einsetzten, ihren alltäglichen Arbeiten nach. An dem Abend, als ich geboren wurde, war sie bei der Gruppe Frauen, die Brennholz sammelte. Manche von den Hebammen rieten ihr davon ab, aber sie arbeitet gern und ging trotzdem.

Am selben Abend trennte sich ein Stier von der Herde und kam bis zur Hütte meiner Mutter. Es war ein Stier aus einer Rinderfamilie, die wir immer noch haben. Er kam nie zur Hütte meiner Mutter, nie. Aber an jenem Tag erschien er dort und rieb sich an der Hütte. Einer der Ältesten sagte: »Es wird ein Junge, ob euch das gefällt oder nicht.«

Etwa um Mitternacht — wenn die Nacht ausgeglichen ist, wie die Alten sagen - setzten bei meiner Mutter die Wehen ein. Frauen kamen mit Krautern und anderen Dingen. Und als ich geboren wurde, lief jemand hinaus und sagte zu meinem Vater: »He, Lekuton! *Ti wa lashe!* Stier-kälbchen!« In meiner Sprache reden wir bei der Geburt eines Kindes nicht von »Junge« oder »Mädchen« sondern von *lashe*, was so viel wie »Stier« bedeutet, oder von *ngache*, »Kuh«.

Mein Vater stieß seinen Erkennungslaut aus: *Hhehh!* Jeder Mann benutzt einen solchen charakteristischen Laut, wenn er erkannt werden will. Wenn ich jetzt mitten in der Nacht zur Hütte meiner Mutter käme, würde ich, damit meine Mutter mich erkennt, diesen Laut von mir geben: *Harumph*. Und meine Mutter würde sagen: »Das ist mein Sohn.« Auch noch nach zehn Jahren. Mein Vater stieß also sein *Hhehh!* aus und sagte: »Ja, es kommt ein weiterer Hir-te.« Und

meine Mutter und meine Brüder? Sie waren außer sich, weil sie wussten, dass sie jetzt noch etwas härter arbeiten mussten, um etwas mehr Holz und Wasser heran-zuschaffen.

Trotzdem dankte meine Mutter dem Schöpfer, und die Frauen kamen alle herbei und stimmten ihre Lieder an. Wenn im Dorf ein Kind geboren wird, ist das ein großes Fest. Aber es gab ein Problem. Obwohl wir Regenzeit hatten und alles grün war, war in der Gegend eine Krankheit ausgebrochen, und die Menschen sorgten sich um ihre Rinder. Wenige Tage vor meiner Geburt hatte das Dorf eine Versammlung abgehalten. Gras und Wasser waren überall vorhanden, also hatte man sich darauf geeinigt, dass die Zeit für einen Ortswechsel günstig war. Nun kann aber ein Dorf einen Tag nach der Geburt eines Kindes nicht aufbrechen, weshalb eine neuerliche Versammlung der Ältesten einberufen werden musste.

»He, wie ihr wisst, hat Lekutons Frau einen kleinen Jungen zur Welt gebracht«, sagten sie. »Das ist ein Geschenk Gottes, und wir müssen noch einen oder zwei Tage warten, bevor wir losziehen.« Sie besprachen die Sache und beschlossen, in zwei Tagen aufzubrechen.

Ein anderes Problem war, dass ich die Brust verweigerte. Ich wollte nichts damit zu tun haben. Bei uns weiß man ebenso wie in Amerika oder Europa, dass Muttermilch gesund ist. Aber ich wollte einfach nicht trinken. Deshalb meinte eine Frau: »O! *Lemasolail* Ein Stolzer!« So erhielt ich meinen Namen: Lemasolai. Er ist stolz, er verweigerte die Brust.

Sie probierten jeden Trick. Sie versuchten es, indem sie mir Kühe anboten: Wir glauben, dass selbst ein Säugling schon über Rinder Bescheid weiß. »Nimm die Kuh!«, sagte mein Vater. »Ich gebe dir diese Kuh da! Und ich gebe dir auch noch die andere dort, wenn du dich stillen lässt!« Aber ich hörte nicht darauf.

Wir hatten damals ein Kuhkalb, das seine Mutter verloren hatte. Es schlief, zusammen mit einigen Zicklein, in der Hütte bei uns. Mein Vater hatte eine Ledernasche angefertigt, um dem Kalb damit zu trinken zu geben, und eine Frau sagte: »He, warum kann er nicht gemeinsam mit dem Kalb trinken?« So wuchs ich heran, indem ich aus derselben Flasche wie die kleine Kuh trank. Viele der Kinder machten sich über mich lustig, und ich legte ziemlich stark an Gewicht zu, weil ich anstelle der Milch meiner Mutter eine Menge rahmige Milch von der Kuh bekam. Aber meine Familie schenkte mir diese Kuh. Es war die Erste, die mir gehörte.

Zwei oder drei Tage später brach das Dorf auf. Ich wurde in einen Tragekorb aus Kuhhaut und Bambus gelegt, den man auf einen Esel setzte. Meine Mutter ging neben mir. Wir zogen einen ganzen Tag lang in eine andere Gegend. So begann mein Leben als Nomadenkind schon, als ich drei Tage alt war.

DREI

Rinder

Mein Gebrüll ist wie Donner. Meint Kühe haben nichts zu befürchten.

Angst verharret bei den Feiglingen, Den Feiglingen im feindlichen Lager.

Meine früheste Erinnerung ist, wie ich draußen vor der Hütte saß. Ich war wahrscheinlich dreieinhalb oder vier. Es war ein sonniger Tag, und die Frauen um mich herum waren damit beschäftigt, das Lager abzubauen.

Meine Mutter baute die Hütte ab und rüstete sich zum Abmarsch. Ich spielte mit Steinen. Ich fing damals gerade an, mir die Namen unserer Rinder einzuprägen, und so reihte ich die Steine aneinander und rief sie herbei, wie mein Vater und meine Brüder es mit den echten Rindern taten. Ein Messer lag auf dem Boden. Ich hob es auf, um damit zu spielen, und plötzlich — Blut! Es kümmerte mich nicht — ich verspürte keinen Schmerz, da war nur eine Menge Blut. Dann sah mich jemand. »He, Lekutons Sohn!« Meine Mutter kam herbeigelaufen. Sie brach in Tränen aus, und da begann ich natürlich auch zu weinen. Die Wunde verheilte — meine Mutter behandelte sie mit ein paar Kräutern —, aber unter meinem rechten Auge habe ich immer noch die Narbe.

Rinder sind unsere Lebensweise. Sie geben uns Milch und Blut, manchmal Fleisch zum Essen und Häute für die Kleidung. Sie sind unser Reichtum. Wir haben kein Geld; wir haben Rinder. Je mehr Rinder jemand besitzt, desto wohlhabender ist er. Meine Mutter hat ihr Leben lang in einer Hütte aus Stecken und Kuhdung gelebt, und ihre gesamte Habe hatte auf der Sitzfläche eines Stuhls Platz. Sie lebt ganz und gar vom Vieh. Für sie stimmt etwas mit jemandem nicht, der kein Vieh besitzt. Er ist einfach nicht zivilisiert.

Mit den Rindern kommt die Achtung. Je mehr Rinder ein Mann hat, desto mehr Achtung genießt er. Einem Mann mit einer großen Herde hören die andern im Dorf zu. Aber falls dieser Mann seine Tiere verliert, weil er nicht richtig für sie sorgt oder zu faul ist, um sie auf bessere Weiden zu bringen, interessiert das niemanden. Der Respekt geht mit den Rindern; ein armer Mann hat keine Stimme. Der Grund dafür? Wir wissen, dass jemand mit vielen Rindern hart gearbeitet hat, Risiken eingegangen ist, seine Tiere dorthin gebracht hat, wo es Gras und Wasser gibt.

Zur Beurteilung eines Rindes haben wir drei Kriterien. An erster Stelle kommt die Farbe. Die beste Farbe ist weiß mit zahlreichen schwarzen Flecken, wie bei einem Appaloosa-Pferd. Für uns sind das die schönsten Tiere. An zweiter Stelle kommen die Hörner. Ein Stier sollte große gerade Hörner haben. An dritter Stelle kommt die Persönlichkeit. Ein gutes Rind ist in der Herde immer vorn. Wenn ein Rind immer spät dran ist, wenn es stets hinter den andern herläuft, ist das unserer Ansicht nach kein gutes Tier. Es kümmert uns nicht, wie schwer das Tier ist. Nie. Es geht lediglich um die Schönheit seiner Farbe, die Größe seiner Hörner und wie aktiv es ist.

Wir geben unseren Rindern Namen. Jedes Tier hat einen Namen, fast wie

ein Mensch. Mein Bruder kennt die Namen all seiner Rinder, alle. Wenn er, nachdem er seine Herde versorgt hat, abends nach Hause geht, stellt er sich auf eine Bodenerhebung und schaut sich seine Tiere von höherer Warte aus an.

Die Rinder gehören alle zu verschiedenen Rinderfamilien. Tiere aus einer Familie sehen sich ähnlich. Mein Bruder weiß, wie viele Tiere in jeder Familie sind, und er kann die Namen der Familien nennen, die vorüberziehen: Mongo, Muge, Narok und so fort. Und er weiß, ob jede Familie vollständig ist. Die Mongo-Familie ist vollzählig da, die Muge-Familie ist vollzählig da, die Narok-Familie ist vollzählig da, und so weiter.

So zählen wir. In ein paar Minuten weiß er, wer da ist und wer fehlt. Und das sind Hunderte von Rindern.

Unsere Tiere sterben nicht an Altersschwäche. Wir verkaufen sie entweder oder schlachten sie. Die einzige Ausnahme ist ein gesegnetes Tier. Derzeit ist gerade eines unserer Rinder — es ist ein Stier, der meinem Bruder gehört — gesegnet. Er sieht nicht unbedingt nach etwas aus. Er ist grau und hat einen einzigen schwarzen Fleck mitten auf dem Rücken. Ein Hörn ist normal; das andere ist verkrümmt. Aber es ist ein besonderes Tier.

Zweimal schon ist es vorgekommen, dass dieser Stier, als mein Bruder am Morgen seine Tiere auf die Weide trieb, sich vor die anderen stellte und sich weigerte weiterzulaufen. Er blieb stehen, bis mein Bruder seine Herde in eine andere Richtung trieb als jene, die der Rest der Dorfherde einschlug. Als es das erste Mal geschah, begriff mein Bruder nicht, was der Stier bezweckte; aber er ist klug, er weiß, dass Rinder manchmal die Gefahr spüren, dass sie einen Instinkt dafür haben. Also ging er in die Richtung, in die der Stier wollte. Und an beiden Tagen überfielen Viehdiebe — mit Gewehren bewaffnete Männer — die restliche Dorfherde. Doch meines Bruders Tiere wurden verschont.

Ein Stier von solcher Art ist ein großer Segen. So einen kann man nie und nimmer verkaufen. Wenn er alt wird, vielleicht zwanzig Jahre oder so, kann man ihn in einem besonderen Ritual in der eigenen *boma* schlachten, das ist die Viehhürde, in der die Rinder nachts untergebracht sind. Nur unsere Familie darf das Fleisch dieses gesegneten Bullen essen. Niemand sonst. Und nur jemand, der zu deiner Familie gehört, darf auf seiner Haut schlafen.

Es ist Brauch, dass die Männer sich um das Vieh kümmern und die Frauen sich um das Dorf. Kommst du tagsüber ins Dorf, würdest du nur Frauen und kleine Kinder vorfinden. Die Männer und älteren Jungen waren auf den Weiden bei den Rindern. Aber als kleine Kinder arbeiten und spielen Jungen und Mädchen zusammen.

Etwa im Alter von fünf bis sieben gehörte ich zu einer Gruppe von vielleicht einem Dutzend Jungen und Mädchen. Täglich trieben wir die Kälber zum Grasen anderthalb Kilometer weit weg vom Dorf.

Selbst als kleine Kinder wussten wir Bescheid. Wir trieben die Kälber an eine Steue, von der wir wussten, dass dort viel Gras wuchs. Wir wussten, wo die wilden Tiere waren, bemühten uns also, ihnen aus dem Weg zu gehen. Wir ließen die Kälber grasen, sich die Bäuche füllen. Während sie fraßen, spielten wir. Aber die ganze Zeit über blieben wir wachsam. Unsere Ohren waren stets offen für jede Art von Gefahr.

Wir waren stolz auf unsere Arbeit, aber wir waren kleine Kinder. Was wir wirklich gern machten, war spielen. Wir Jungs übten uns darin, unsere kleinen Holzspeere zu werfen. Wir gaben vor, Krieger zu sein. Wir rangen miteinander im Staub. Mit den Mädchen spielten wir Familie. Wir legten Steine im Kreis, um eine Hütte anzudeuten. Dann taten wir so, als wären wir die Eltern. Die Jungen stellten die typischen Fragen, die ein Mann an seine Frau richtet, wenn er nach Hause kommt.

»Mama, wie ist der Abend? Sind alle Rinder sicher zurückgekommen?«

»Ja.«

»Gut. Sind alle Kinder gesund?«

»Ja.«

»Was ist mit dem und dem Tier, dem Tier, das krank ist? Wie geht's ihm?«

»Dem geht's bestens. Wir haben es heute behandelt, und es sieht so aus, als würde es gesund werden.«

»Hm. Waren heute irgendwelche Besucher da?«

»Ja, dein Freund kam, um dich zu besuchen. Er war in der Nachbarschaft, nur dreißig bis vierzig Kilometer entfernt, deshalb kam er her, um zu sehen, wie es dir geht. Ich sagte ihm, du seist nicht hier. Aber er meinte, das sei schon in Ordnung, er wolle morgen wiederkommen. Es sind nur dreißig Kilometer. Er muss irgendwas mit dir besprechen. Jetzt setz dich hin und trink Tee.«

Dann setzten wir uns vor einen Stein und taten so, als würden wir zu Abend essen. Das Mädchen brachte mir ein Stöckchen, und wir taten so, als wäre es eine Tasse, und ließen Schlürferäusche hören.

»Okay, dann gehe ich jetzt«, sagte ich. »Ich muss zu einem Treffen der Ältesten. Bis später.«

Dann hockten sich die Jungen zusammen und spielten Älteste. Wir wussten, was wir sagen mussten, denn immer wenn sich die Ältesten trafen, versteckten wir uns in den Büschen und hörten zu.

»Wir müssen weiterziehen, weil dieser Ort nicht länger für unsere Rinder taugt«, meinte ein Ältester. »Wir müssen woanders hin, weil drei unserer Rinder hier gestorben sind.«

Dann diskutierten die Ältesten, wohin wir ziehen könnten. Einer sagte: »O, mein Wunsch ist es, zu jenem fernen großen Felsen zu ziehen. Dort liegt mein Großvater begraben. Es ist eine sehr gute Gegend für Rinder.«

Ein anderer würde einwenden: »Nein, das Gebiet ist aus dem und dem und dem Grund nicht sonderlich geeignet.« So erörterten sie die Sache des Langen und des Breiten, bis sie zu einer Übereinkunft kamen - oder auch nicht. Wenn die Diskussion einvernehmlich endete, gut, dann würden alle zusammen wegziehen. Endete sie in Uneinigkeit, dann zog eine Gruppe an einen Ort und eine andere Gruppe an einen anderen. Die Ältesten bemühten sich immer sehr, zu einer Übereinkunft zu kommen, aber wenn es nicht gelang, zogen sie in verschiedene Richtungen; zu einem späteren Zeitpunkt würden sie sich dann wieder zusammentun. Befreundet blieben sie für immer.

Wenn wir spielten, zählten wir stets die Kälber, um sicher zu gehen, dass sich keines zu weit entfernt hatte. Wir alle wussten, dass wir großen Ärger bekämen, wenn eines verlorenging. Um Mittag herum brachten wir sie in den Schatten, wo sie schlafen konnten. Wie Menschen brauchen auch Kälber ihr Nickerchen. Wenn die Tiere erst einmal schliefen, wussten wir, dass nichts passieren konnte, und nahmen unser Spiel wieder auf.

Der Nachmittag war immer so schnell vorbei. Schon bald sagte einer: »Wo ist die Sonne? Es wird spät. Bringen wir die Tiere nach Hause.« Wir ahmten noch immer die Ältesten nach, Frauen haben in dieser Situation nichts zu sagen. Sie hören bloß zu. Die kleinen Mädchen machten es ebenso. Sie folgten einfach den Jungen. So trieben wir unsere Kälber nach Hause.

Jetzt waren wir richtig schmutzig, staubbedeckt von all dem Herumgelaufe und Gerangel. Aber meinen Eltern machte das nichts aus. Wenn ich heimkam, sagten sie: »Sohn, wir beglückwünschen dich. Du hast alle deine Kälber nach Hause gebracht. Trink von dem Tee und iss etwas.«

Dann, gegen sieben Uhr, wenn die Sonne sich anschickte unterzugehen, schloss meine Familie alle Kälber im Familienpferch ein, und ich hatte die Aufgabe, am Eingang zu stehen und sie von ihren Müttern fernzuhalten.

Meine Mutter sagte dann: »Mongo. Lass Mongo raus.« Ich öffnete das Gatter, und Mongo, der seinen Namen gehört hatte, lief heraus zu seiner Mutter.

Die Mutterkühe haben vier Zitzen. Wenn das kleine Kalb zu seiner Mutter lief, um zu trinken, ließ meine Mutter es von zwei Zitzen saugen, während sie die anderen beiden Zitzen molk. Mit anderen Worten: Die eine Hälfte bekam das Kalb, die andere Hälfte bekamen wir.

Sobald meine Mutter mit dem Melken fertig war, rief sie: »Mei Mongo!« Ich brachte das erste Kalb zum Pferch zurück, Öffnete das Gatter und ließ das nächste heraus. Bis die Kälber alle getrunken haben, vergeht etwa eine Stunde.

Meine Mutter ließ mich meine Milch an Ort und Stelle trinken. Ich saß neben der Kuh und trank aus der Zitze. Die Milch ist warm und sehr süß, viel süßer als die Milch in Amerika oder Europa. Die Süße kommt von den Blättern, die die Kühe fressen. Wenn wir süßere Milch wollen, bringen wir unsere Kühe an ganz bestimmte Plätze, wo sie die Blätter eines bestimmten Baums und ein bestimmtes Gras fressen können. Dann wird die Milch besonders köstlich. Sie enthält den Duft des Baums.

Wir mischen auch Rinderblut mit Milch. Das ist besonders schmackhaft und bekömmlich. Üblicherweise benötigt man drei Personen, um dem Tier das Blut zu entnehmen. Zwei werfen ihm eine Schlinge um den Hals und halten es so, dass die Drosselvene hervortritt. Der Dritte sucht sich eine Stelle aus und trifft die Ader mit einem kleinen, stumpfen Pfeil, der ein kleines Loch — einen horizontalen Schlitz - in die Drosselvene bohrt. Aus dem Loch kommt das Blut heraus. Man hält dem Tier eine Kalebasse an den Hals, und das Blut ergießt sich hinein. Wenn man genügend hat, lockert man die Schlinge, und das Blut hört auf zu fließen. Man gibt dann etwas Arznei auf die Wunde, um die Heilung zu beschleunigen. Blut abgezapft zu bekommen, schadet dem Rind nicht. Wir entnehmen immer nur so viel Blut, wie es entbehren kann.

Wenn man eine Schale voll Blut hat, nimmt man ein Stöckchen und quirlt das

Blut fünf bis zehn Minuten lang, um alle Klumpen aufzulösen. Dann vermischt man das Blut mit Milch, mehr Milch als Blut. Es ist köstlich, einfach köstlich. Wenn jemand krank ist und mehr Blut in seinem Körper benötigt, geben wir ihm eine Mischung mit mehr Blut als Milch. Wir glauben, dass das Blut im Körper ins Blut geht.

Wenn die üblichen Arbeiten erledigt sind, können die Kinder noch etwas spielen. Wir liebten diese Tageszeit. Es war dunkel, und die Nacht war so voller Geräusche und Töne — Vögel, andere Tiere, Insekten. Sie alle schienen zu uns zu singen. Es war eine großartige Zeit, um Geschichten zu erzählen. Wir erzählten uns gegenseitig Geschichten, und manchmal scharten wir uns alle um einen Erwachsenen, um zu hören, was er erzählte. Meine Mutter ist eine wunderbare Geschichtenerzählerin. Oft kamen alle Kinder aus dem Dorf herbei und setzten sich bei Einbruch der Dunkelheit vor unser Haus, in der Hoffnung, sie würde eine Geschichte erzählen. Ich saß immer ganz nahe bei ihr - für den Fall, dass es sich um eine schaurige Geschichte handelte. Manchmal erzählte sie eine Geistergeschichte. Die schaurigste war die vom Heimtücker, einem Tier, das vier Mäuler hatte. Wenn sie Heimtückergeschichten erzählte, drängten sich alle Kinder um sie herum. Sobald die Geschichte wirklich gruselig wurde, quetschten sich alle noch näher heran. Wenn die Geschichte zu Ende war, kauerten wir in einem einzigen dichten Haufen um meine Mutter. So um zehn oder halb elf gingen die Kinder nach Hause, allesamt erregt von den Dingen, die wir getan, und von den Geschichten, die wir gehört hatten, voller Vorfreude auf die Abenteuer des nächsten Tages.

VIER

Der Kneifende Mann

Mein Lager ist voller furchtloser Krieger, Der Krieger meiner Generation.

Manche Leute würden vielleicht sagen, unsere Gesellschaft sei primitiv, aber es ist, wie ich meine, das beste, fairste System, das ich kenne. Unser System beruht nicht nur auf der Familie, sondern auch auf dem Dorf. Niemand muss hungern. Wir kümmern uns umeinander, Wir achten aufeinander. Kinder respektieren die Älteren. Wenn Kinder etwas falsch machen, kann jeder Erwachsene sie zurechtweisen. Was bedeutet, dass im Dorf alle gleich sind.

In fast jedem Dorf gibt es jemanden, der für die nötige Disziplin sorgt. Er wird der »kneifende Mann« genannt. Er bestraft ungehorsame Kinder, indem er sie kneift. Er kneift dich wirklich fest in die Beine, und ich kann euch sagen, wer einmal gezwickt wurde, vergisst es nicht! Wenn Eltern möchten, dass ihre Kinder gehorchen, sagen sie zu ihnen: »Wenn du dich nicht benimmst, rufe ich nach dem kneifenden Mann.« Das genügt in der Regel. Der kneifende Mann ist in jedem Dorf eine furchteinflößende Person. Manchmal hat er lange,

spitze Fingernägel oder Haare im Gesicht. Er kaut Tabak und schaut böse drein. Unser kneifender Mann war der allerschlimmste. Du wolltest dich auf keinen Fall mit ihm anlegen, denn dann hatte er ein Auge auf dich und sagte den kneifenden Männern in den anderen Dörfern, sie sollten gleichfalls auf dich achten. Und Eltern schützen ihre Kinder selten vor dem kneifenden Mann, weil so die Disziplin in der Gemeinschaft durchgesetzt wird.

Eine Regel, gegen die ich oft verstieß, lautete, nicht allein in andere Dörfer zu gehen. Wir Nomaden leben in einer Gegend mit gefährlichen Tieren und giftigen Schlangen. Unsere Dörfer liegen gewöhnlich drei, vier, fünf Kilometer und mehr voneinander entfernt, weshalb man Kindern davon abrät, zum Spielen in andere Dörfer zu laufen. Es ist einfach zu gefährlich. Aber ich spielte gern mit meinen Freunden in den verschiedenen Dörfern.

Eines Tages, als ich noch klein war — ich war vielleicht sechs oder sieben Jahre alt —, schickte man mich wie üblich mit den Kälbern hinaus auf die Weide, aber ich sagte zu einem meiner Freunde: »Pass bitte eine Zeitlang auf meine Kühe auf. Ich möchte mit einem Freund im nächsten Dorf spielen.« Ich revanchierte mich immer, indem ich auf die Tiere anderer Kinder aufpasste, wenn sie irgendwohin wollten.

Das Dorf, das ich besuchen wollte, war drei oder vier Kilometer weit weg. Ein schmaler Pfad schlängelte sich durch die Wälder dorthin. Ich rannte los, aber ich war noch nicht sehr weit gekommen, als ich um eine Ecke bog und von Angesicht zu Angesicht dem kneifenden Mann gegenüberstand. Sobald er mich sah, ging er in die Hocke und streckte seine Hände nach mir aus. Seine Fingernägel waren lang und schmutzig und scharf. Tabaksaft tropfte von den Haaren auf seinem Kinn. Er fuchtelte mit seinen Händen, bereit zum Kneifen.

Wenn der kneifende Mann dich auf diese Weise erwischt, bringt es nichts wegzulaufen, weil er sich deiner erinnern wird. Beim nächsten Mal, wenn er dich sieht, packt er dich überraschend und kneift dich umso heftiger.

»Wo gehst du hin?«

Ich musste schnell denken. »Meine Mutter hat mich gebeten, im nächsten Dorf etwas Zucker für den Tee zu besorgen, und auch Teeblätter, falls sie welche haben«, sagte ich.

»Zu dieser Tageszeit?«

Ich meinte: »O ja doch, sie möchte den Zucker gleich haben und sagte zu mir, ich solle laufen.«

Er schaute mich an und sagte: »Gut, ich war gerade zu eurem Haus unterwegs, also werde ich sie tragen.«

»Schön«, sagte ich und ging an ihm vorbei, aber sobald er mich nicht mehr sehen konnte, verließ ich den Pfad und lief so schnell ich konnte durch den Wald, um vor ihm die Hütte meiner Mutter zu erreichen. Es war mir egal, ob Elefanten oder Nashörner mich töteten. Ich hatte mehr Angst vor ihm als vor irgendeinem wilden Tier.

Als ich daheim war, sagte ich meiner Mutter die Wahrheit, die ganze Geschichte - »Mama, ich habe heute einen Fehler gemacht. Ich habe meine Kühe bei den anderen Kindern gelassen, und der kneifende Mann hat mich erwischt. Mama, ich wollte so gern mit meinem Freund spielen. Ich habe ihn

schon so lange nicht mehr gesehen. Ich musste wirklich etwas mit ihm unternehmen. Es wäre nichts Schlimmes geschehen.«

Meine Mutter war schockiert. »Du hast unsere Kühe bei einem anderen gelassen? Was für ein Sohn bist du nur?«

»Bitte, Mama. Beschütz mich nur heute. Ich werde es nie wieder tun. Das ist das einzige Mal, dass ich dich darum bitte, mich vor dem kneifenden Mann zu beschützen. Bitte, Mama. Wenn er kommt, sag ihm einfach, du hättest mich Zucker holen geschickt.«

»Geh!«, sagte sie, und ich machte mich davon, um nach meinen Kühen zu sehen.

Tatsächlich erschien der kneifende Mann ein wenig später vor unserer Hütte. »He, Nkaririe Lekuton, bist du zu Hause?«, rief er.

»Ja.«

»Bekomme ich einen Schluck Tee?«

»Ja, ich koche gerade welchen. Komm herein und ruh dich aus.«

Während er seinen Tee schlürfte, meinte er: »Ach, übrigens habe ich gerade deinen Sohn gesehen auf dem Weg, der vom Dorf wegführt.«

»O ja, ich habe ihn ins nächste Dorf um Zucker geschickt.«

Meine Mutter Hebt mich so sehr. Sie stand mir bei. Das war's, aber wenn ich meiner Mutter nichts erzählt hatte, hatte ich zweifachen Ärger gehabt — mit dem kneifenden Mann und mit ihr.

Aber ich war ein unternehmungslustiger Junge, und nicht immer hat mir meine Mutter geholfen. Einmal zog mir ein Krieger direkt vor unserer Hütte mit der Gerte eins über, und meine Mutter tat nichts, um ihn daran zu hindern. An diesem Tag, als ich mit meinen Freunden auf unsere Kälber aufpasste, tat ich so, als wäre ich einer der Krieger aus dem Dorf. Kleine Jungen imitierten oft Krieger, die sie bewunderten und denen sie nacheifern wollten, aber das hier war was anderes. Ich ahmte diesen einen Krieger nach, um mich über ihn lustig zu machen. Ich sagte: »Wer ist das? Wer ist der hässliche Krieger? Seht ihr, wie er herumstolziert?« Den Kindern gefiel es. Sie lachten immerzu, weshalb ich den ganzen Tag damit weitermachte. Aber abends erzählte eines der Kinder dem Krieger davon. Ich hatte mich respektlos einem Älteren gegenüber gezeigt, und das ist in unserer Gesellschaft ganz schlimm.

Zu der Zeit erledigte ich gern Sachen für ältere Leute. Ich mochte es, loszulaufen, um jemandem einen Gefallen zu tun, indem ich ihm Zucker oder Tee besorgte oder eine Nachricht übermittelte. Laufen, laufen, ich liebte es zu laufen. Als der Krieger an jenem Abend zu unserer Hütte kam und nach mir fragte, glaubte ich, es ginge um etwas derartiges.

»Ngoto Lemasolai, Lemasolais Mutter«, rief er.

»ja«, gab sie zur Antwort.

»Wo ist Lemasolai heute?«

»Hier bin ich«, schrie ich. Ich kannte seine Stimme und rechnete damit, dass er mich beauftragen würde, ins nächste Dorf oder zur nächsten Hütte zu gehen, um etwas Tabak oder Ähnliches für ihn zu besorgen.

»Komm«, sagte er, »ich muss dich wohin schicken.« Ich kam also ganz

schnell aus der Hütte, und kaum war ich draußen, hatte er mich. Bevor er zu unserer Hütte gekommen war, war er in den Wald gegangen und hatte einen langen dünnen Zweig abgeschnitten. Er war wie eine Peitsche. Sobald er mich gepackt hatte, nahm er die Gerte und zerschnitt die Luft mit ihr wie mit einem Schwert. *Woschsersch!*

Als ich dieses Geräusch hörte, dachte ich: »Auweia!« Ich wusste nicht, ob ich sterben würde oder was sonst.

»Soso, du hast dich also den ganzen Tag lang lustig über mich gemacht?«

»Nein, nein, das war ich nicht«, sagte ich.

»Erzähl schon! Was hast du gesagt? Erzähl mir alles!«

Dann nahm er die Gerte und, *Wvuummtn! Wvuummtn! Wuuuummm!* Er schlug mich auf Knie, Schenkel, Waden, wo keine Striemen zurückblieben. Dann sagte er: »Verschwinde.« Ich rannte davon und ging meine Freunde suchen. Wer mochte mich verpfeifen haben? Wir hatten eines der Mädchen in Verdacht, mit dem wir an dem Tag gespielt hatten. Wenn sie am nächsten Tag mit ihren Kalbern nicht mehr zurückkam, so unsere Entscheidung, dann wäre sie diejenige, die mich verraten hatte. Sie ließ sich eine Woche lang nicht blicken. Meine Mutter hörte, wie mich der Krieger auspeitschte, aber sie äußerte nie auch nur ein Sterbenswörtchen darüber. Das ist Teil unserer Disziplin. Wir haben in unseren Dörfern nicht viele respektlose Kinder. Dafür kann ich mich verbürgen.

FÜNF Schule

*Ich liebe meine Altersgenossen,
Unser Kriegertum und unsere Brüderlichkeit.
Männer und Tiere
Sollen uns fürchten.*

Die Regierung von Kenia hatte ein Gesetz erlassen, wonach jede Nomadenfamilie ein Kind in die Schule schicken musste, ob es ihr gefiel oder nicht. Meinem Vater gefiel es nicht. Er wusste mit der Schule nichts anzufangen - er wollte, dass wir zu Hause blieben und bei der Aufzucht des Viehs halfen. Ein Kind in der Schule war ein Kind weniger bei der Arbeit. Mein Vater war zudem sehr traditionell. Er wollte, dass wir in unserer eigenen Kultur aufwuchsen, bei unseren Leuten. Aber so war das Gesetz. Die Behörden kamen und sagten: »Ihr müsst einen Jungen zur Schule schicken. Sucht einen aus.« Niemand schickte die Mädchen zur Schule, nur Jungen. Mein Vater wusste nicht, was er sagen sollte. Er wollte Ngoliong nicht weggeben. Das älteste Kind einer Mutter bleibt immer zu Hause; es ist ein wichtiges Mitglied der Familie. Und mich konnte mein Vater auch nicht schicken; ich war zu jung. Also blieb ihm keine andere Wahl, als meinen zweiten Bruder, Lmatarion, zu schicken.

Da das Dorf seinen Standort änderte, war es manchmal nahe bei der Schule und manchmal weit entfernt. Damals war es ganz in der Nähe — ich schätze, etwa anderthalb Kilometer. Die Schule wurde von amerikanischen Missionaren geleitet. Sie unterrichteten Lesen, Schreiben und Rechnen; sie lehrten auch das Christentum und andere westliche Denkweisen. Lmatarion, der etwa elf Jahre alt war, wurde in die erste Klasse gesteckt.

Er konnte es nicht aushalten, gleich von Anfang an nicht. Einen Tag lang ging er zur Schule, doch schon am zweiten lief er mit einer Gruppe anderer Jungs fort. Sie verschwanden in alle Richtungen. Lmatarion versteckte sich in einem Hyänenbau. Später sagte er: »Ich hätte mich lieber von Hyänen fressen lassen, als zur Schule zu gehen«, aber glücklicherweise war der Bau verlassen. Er blieb drei Tage lang in dem Loch. Schließlich fanden ihn die Dorfbewohner und die Polizei und brachten ihn heim. Die Polizisten sagten zu meinem Vater: »Du bist noch nicht vom Haken, du musst nach wie vor einen schicken.«

Ich hatte aufmerksam verfolgt, was vor sich ging, und sagte: »Ich bin hier!«

»Wie alt bist du?« fragten sie.

»Acht.« In Wirklichkeit war ich erst an die sechs. Für den Schulbesuch musstest du acht Jahre alt sein, aber ich war sehr schnell im Reden, und die Polizei hatte keine Möglichkeit festzustellen, wie alt ich war, weil wir keine Geburtsurkunden oder irgendwelche anderen Dokumente hatten, die vermerkten, wann ich geboren war.

Die Verwaltungsbeamten hatten ihre Methode, um das Alter eines Kindes zu bestimmen: Es sollte den Arm heben, über den Kopf hinweggreifen und das Ohr auf der anderen Seite berühren. Ein kleines Kind kann das nicht: Seine Arme sind zu kurz. Also baten sie mich: »Berühr das Ohr!«, und ich streckte mich mit aller Kraft, so weit ich konnte, und kam gerade so ran — zumindest nahe genug, um die Polizei zufriedenzustellen. Es löste ein Problem für sie und eines für meinen Vater und meine Brüder.

Ich wollte in die Schule gehen. Damals war ich sehr schwer, und die Kinder hackten auf mir herum. Ich war es leid und begierig darauf, dass sich das änderte. So ging ich am nächsten Tag einfach los. Als ich zur Schule kam, schaute mich die amerikanische Schulleiterin an und meinte: »Wie alt bist du?«

Ich sagte: »Acht.«

Sie sagte: »Berühr mal das Ohr!«, und wieder streckte ich den Arm mit aller Kraft, Ich überzeugte auch sie. Dann gab sie mir ein Bonbon. Ich hatte noch nie ein Bonbon gegessen. Es war so süß, so gut. Fortan erhielt ich täglich ein Bonbon. Manchmal ging ich früh am Morgen zu ihrer Tür und wartete auf mein Bonbon. Es war wie Magie. Ich blieb und lief nie weg.

Man steckte mich gleich in die erste Klasse. Die Schule war sehr einfach. Es gab keine Stühle, keine Pulte. Für die Lehrer gab es eine Tafel, und wir saßen auf dem Erdboden. Der Schultag war lang. Er begann um sieben Uhr morgens und dauerte bis vier oder fünf am Nachmittag.

Wir lernten die gleichen Dinge in der Schule, wie sie Kinder überall auf der

Welt lernen — Lesen, Schreiben, Rechnen. Anfangs hatten wir weder Papier noch Bleistift, also lernten wir, mit Stöckchen in den sandigen Boden der Schule zu schreiben.

Eine andere Sache, die wir lernten, war die Bibel. Ich wurde ausführlich mit dem Alten und Neuen Testament bekannt, und von den Missionaren in dieser Schule erfuhr ich eine Menge über christliche Werte, an die ich mich noch immer halte.

Die Schule war ganz anders als das Leben im Dorf und im Lager am Rinderpferch. Nach der Ankunft mussten wir zuallererst unsere traditionelle Kleidung - *nanga* und Perlen — ablegen. Die Missionare gaben uns stattdessen Uniformen: kurze Hosen, ein Hemd, Schuhe, manchmal ein Jackett. Und ich wurde in der Schule getauft. So kam ich zu dem Namen Joseph. Aber wenn ich in den Ferien nach Hause zurückkehrte, schlüpfte ich wieder in meine traditionelle Kleidung, legte meine Perlen an und bemalte meinen Körper. Denn eins ist klar: Hätte ich es nicht getan, hätten mich die anderen Kinder gehänselt. Schon in diesem Alter wollte ich nicht zu sehr von meiner Kultur getrennt werden. Ich wollte lernen, aber ich wollte auch Teil der Tradition bleiben, in der ich aufgewachsen war.

Die Schule war ein harter Brocken. Die Lehrer erwarteten eine Menge von dir. Sie erwarteten von dir Aufmerksamkeit und harte Arbeit, still zu sitzen und keinen Arger zu machen. Es war misslich, dass ich Übergewicht hatte. Die Kinder in der Schule waren genau so gemein wie die Dorfkinder. Sie nannten mich »Kimbo«, das ist der Name eines Speiseöls, das in Ostafrika verkauft wird. Es war, als würde man in den Vereinigten Staaten »Crisco« oder in Deutschland »Biskin« genannt. Wenn jemand auf mir herumhackte, revanchierte ich mich. So steckte ich ständig in Schwierigkeiten.

An jedem Schultag war ein bestimmter Zeitraum für die Bestrafung von Unruhestiftern vorgesehen, und oft war ich darunter. Der Lehrer rief uns vor der ganzen Schule auf: »Krachmacher, hierher! Und zwar jetzt!« Sie praktizierten die Prügelstrafe — schlugen uns mit einem Stock auf den Allerwertesten. Es schmerzte, aber es hielt mich nicht ab. Stattdessen fand ich ein altes Paar Shorts und begann, zwei Hosen übereinander zu tragen. Schließlich wurde ich wieder einmal vor versammelter Schule herausgerufen, weil ich irgendwas angestellt hatte, aber als der Stock dieses Mal herabsauste, schrie ich nicht. Ich gab keinen Ton von mir. Eins, zwei - nichts. Ich zeigte mich tapfer, gab vor den anderen Kindern an. Drei, vier - kein Laut! Aber die zusätzlichen Shorts, die ich trug, waren alt und schmutzig, und jetzt wirbelte der Staub in alle Richtungen.

»Wie viele Hosen hast du an?«, fragte der Lehrer.

»Eine.«

Fünf, sechs - der Stock kam wieder herab.

»Wie viele Hosen?«

»Zwei, Sir!«

»Dann zieh eine aus!«

Ich ging also auf die Toilette und zog das eine Paar aus. Die folgende Strafe war ziemlich heftig. Aber ich gab nicht auf. Das nächste Mal trug ich wieder zwei Paar Shorts übereinander und steckte zusätzlich ein Stück Pappe dazwischen. Wenn man mit einem Stock auf Pappe schlägt, gibt das ein lautes Geräusch, und tatsächlich, als ich wieder einmal bestraft werden sollte -*pängl*! Man hätte den Knall noch in achthundert Meter Entfernung hören können! Natürlich wusste der Lehrer sofort, was ich getan hatte. Aber statt verärgert zu sein, lachte er.

»Du hast Glück«, meinte er. »Das ist dein Glückstag. Nimm die Pappe raus, aber sei in Zukunft ein braver Junge.« So kam ich dieses eine Mal ohne Prügel davon.

Schließlich bekam ich heraus, wie ich mich den Rabauken gegenüber verhalten musste, die mir ständig neuen Ärger einbrockten. Es war vor allem einer: Addison. Er war von meiner Größe, aber sehr stark. Er hatte sich angewöhnt, jedermann zu drangsalieren, selbst Kinder, die älter und größer waren. Wegen meines Gewichts und meines mächtigen Kraushaarschopfs, über den sich die Jungen lustig machten, und weil ich jünger war als die anderen, war ich eine leichte Beute für Addison. Ich musste seine Sachen für ihn tragen. Er aß meine Mahlzeiten. Aber was am Ende des Jahres geschah, brachte das Fass für mich zum Überlaufen. In der letzten Schulwoche erhielten die besten Schüler Preise, und obwohl ich oft Ärger hatte, mochte ich die Schule und hatte keine Schwierigkeiten beim Lernen, so dass ich, Joseph Lemasolai Lekuton, in der Schulversammlung am Ende des Jahres als einer der Klassenbesten einen Preis erhielt. Der Preis war ein Paar gute Tennisschuhe aus Amerika.

Addison wartete auf mich. Beim Verlassen der Schulversammlung nahm er mir die Schuhe weg.

»Schön«, sagte ich. »Nimm den Preis ruhig. Nimm ihn nur.« Ich war wütend. »Aber lass mich in Ruhe!«

»Dass du ja niemandem davon erzählst«, meinte Addison. »Wenn du Mama was erzählst« — Mama war die amerikanische Schulleiterin -, »wenn du Mama was erzählst, bezahlst du datur. Wir gehen in ein paar Tagen nach Hause. Dann lasse ich dich meine Sachen tragen, und ich mache es noch schwerer für dich, indem ich dir zusätzlich einen Holzklotz auflade.«

Ich hatte mich das ganze Jahr über bei keinem Lehrer über Addison beschwert, aber dieses Mal war es etwas anderes. Ich ging zu Mama, und sie muss mir geglaubt haben, denn Addison erhielt seine Strafe, und ich bekam die Schuhe zurück.

Aber das war noch nicht das Ende der Geschichte. Ein paar Tage lang unternahm er nichts. Dann, am letzten Tag, als alle in die Ferien gingen, nahm Addison mir die Schuhe erneut ab. »Weißt du was, Joseph? Ich bin bereit zum Kampf. Um ein Uhr, unten am Fluss.« Und er verkündete es der ganzen Schule, so dass es für mich wirklich keinen Ausweg gab.

Als ich hinkam, hatten sich Kinder im Kreis versammelt: große Kinder - Addisons Freunde - auf der einen und kleine Kinder - die Kinder, die Addison

piesackte -auf der anderen Seite. Addison war sich sicher, dass er mich verdrreschen würde.

»Seht euch den Dummkopf an«, sagte er. »Seht euch an, wie fett er ist. Und seht euch den dicken Afro an. Und ihr glaubt, er kann gegen mich kämpfen?«

Ich war so außer mir, dass ich nicht abwartete. Ich tauchte schnurstracks nach seinen Beinen. Daraufwar er nicht vorbereitet. Er stand da, ohne Deckung, prahlte und forderte mich heraus, ihn anzugreifen, und - *rumms!* Er knallte kopfüber auf die Erde. Im selben Moment sprang ich auf ihn drauf und trommelte auf ihn ein. Ich nehme an, dass mir mein Gewicht geholfen hat. Und das war's dann: aus und vorbei. Als ich ihn losließ, machte sich Addison aus dem Staub. Er hatte gelernt, etwas von seiner eigenen Arznei zu schlucken; ich hingegen arbeitete daran, ein Krieger zu werden.

Eine der Schwierigkeiten, die die Nomaden mit der Schule haben, besteht darin, dass wir mit unseren Dörfern und Rindern umherziehen, wohingegen die Schule an einem Ort bleibt. Was bedeutet, dass die Kinder zurückgelassen werden. Im ersten Jahr war mein Dorf unweit der Schule, und ich konnte problemlos nach Hause gehen. In meinem zweiten Jahr errichteten die Missionare einen Schlafsaal und begannen mit dem Bau eines Internats. Meine Familie konnte ziehen, wohin sie wollte, und ich konnte in der Schule bleiben.

Manchmal kam meine Mutter zu Besuch. Dann brachte sie mir Milch mit. Das Schulessen war nicht das, was ich gewohnt war, und es war spärlich. Wir aßen die meiste Zeit Mais und Bohnen - gelben Mais aus Amerika. Einmal zählte ich meine Portion: Es waren genau fiinfund-siebzg Maiskörner und fünfzehn Bohnen - so wenig, dass sie kaum den Teller bedeckten. Ich beklagte mich nicht — ich war der Schule und den Missionaren dankbar —, aber ich war ein Nomadenkind, das mit Milch aufgewachsen war. Also brachte mir meine Mutter Milch, wann immer meine Familie in der Nähe war. Manchmal musste sie dafür fünfzehn oder dreißig Kilometer weit laufen.

Ich durchlief an dieser Schule sieben Klassen, jedes Mal, wenn die Schule wegen der Ferien schloss, musste ich meinen Weg nach Hause finden. Das war einer der härtesten Brocken: Das Dorf mochte acht Kilometer weit weg sein, es konnten aber auch achtzig Kilometer sein.

Manchmal wusste ich nicht genau, wo meine Familie gerade war. Ich musste es erst herausfinden. Da machte ich mich dann mit ein paar anderen Jungs aus meiner Gegend auf den Weg. Manchmal nahm uns der Schulbus mit bis zu dem Punkt, an dem die Straße möglichst nahe an unseren Zielort herankam. Von da an hieß es laufen. Gewöhnlich waren immer zahlreiche Menschen auf der Strecke, in den Dörfern und Rinderpferchen. Wir konnten die Nacht bei irgendeiner Familie verbringen. Falls wir keinen Menschen begegneten, mussten wir eine Höhle suchen oder auf einem Baum schlafen. Die längste Zeit, die ich einmal brauchte, um meine Familie zu finden, das waren etwa zwei Wochen.

Ich werde euch eine Geschichte von einer Heimreise erzählen, als ich etwa zehn war. Zu der Zeit befand sich unser Dorf wirklich weit weg von der Schule, nahe der nördlichen Grenze von Kenia. Etwa achtzig von uns stiegen

auf einen Lastwagen. Die meisten Schüler waren aus anderen Klanen, nur ganz wenige aus meinem Dorf. Der Lastwagen nahm uns bis zu einem Platz namens Nolongoi mit. Es ist noch nicht einmal ein richtiger Platz, lediglich ein großer Akazienbaum an der Straße. Der Laster blieb stehen, und wir stiegen alle aus. Bis nach Hause waren es immer noch mehr als sechzig Kilometer.

Unter uns waren zwei ältere Jungs. Sie waren fast schon zwanzig und gingen in diesem Alter nur deshalb zur Schule, weil ihre Väter gezwungen worden waren, ein Kind abzustellen. Die beiden waren unsere Führer.

Ihre Familien lebten sogar in noch größerer Entfernung als meine. Zuerst gingen wir in unser Dorf, danach setzten sie ihren Fußmarsch bis zu ihrem eigenen fort — das waren dann nochmals vierzig Kilometer oder so.

Mein Koffer war ein Müllbeutel aus Plastik. Die Missionarinnen an der Schule hatten mir einen richtigen Koffer gegeben, aber er war eines Tages im Regen kaputtgegangen. So trug ich jetzt einen Plastikbeutel mit den paar Kleidungsstücken, die ich besaß.

Wir gingen also los. Das Gelände war eben, mit Akazien und kleinen Büschen und ein paar Felsen, deren Zahl wuchs, je weiter wir ins Tierland kamen. Der Boden war von dem vielen Regen aufgeweicht, und im Nebel konnten wir nur schwer sehen, wohin wir gingen. Wir hatten Hunger - mächtigen Hunger. Und ich hatte zudem Angst, denn überall, wo wir hinkamen, waren ringsum frische Elefanten- und BüfTelspuren.

Urpötzlich riefen die beiden älteren Jungs, die vorangingen: »Psst! Bleibt stehen! Runter mit euch allen!« Wir kauerten uns alle hin. Vor uns war eine große Elefantenherde - Dutzende Tiere. Etwas hatte sie unruhig gemacht. Sie waren aufgeschreckt und liefen in unsere Richtung. Einer der beiden älteren Jungs, Mogole, hob mich auf seinen Rücken. Er war zwei Klassen über mir und ein großer Kerl — gut und gern einen Meter achtzig. Wenn meine Mutter mir Milch in die Schule brachte, hatte sie auch für ihn immer ein bisschen Milch dabei. Er war mir ein guter Freund geworden. Irgendwer in unserer Gruppe pffiff. Elefanten hassens Pfeiftöne, und sie änderten die Laufrichtung, als sie das Pfeifen hörten. Wir sahen zu, dass wir von hier wegkamen.

Wir rannten alle und versteckten uns in einer Höhle, denn es gab mehr Grund zur Beunruhigung als nur die Elefanten. Von der Höhle konnten wir auf den Weg zurückblicken, den wir gekommen waren - wir konnten danach Ausschau halten, was die Elefanten in Bewegung gesetzt hatte. Und tatsächlich entdeckten wir wenig später zwei Männer mit Gewehren und zerrissener Kleidung. *Shifias*. Sie kamen in unsere Richtung.

Es gibt viele *shifias* in Kenia - Wilderer, die Wildtiere für Geld toten. Sobald wir sie sahen, wussten wir, dass wir uns aus dem Staub machen mussten. Wildern ist ein schweres Verbrechen, und *shifias* sind gefährlich, wenn sie meinen, jemand habe sie bei ihrer Tätigkeit beobachtet. Glücklicherweise fanden die älteren Jungs einen Weg, den Hügel zu umgehen. Das bedeutete einen Umweg von wahrscheinlich acht Kilometern, doch es gelang uns zu entkommen. Aber selbst dann noch fühlten wir uns nicht wohl in unserer Haut.

Einige Jungen behaupteten beharrlich, sie sähen Leute vor uns, aber diese stellten sich regelmäßig als Baumstämme heraus.

Wir kamen schließlich um sechs oder sieben Uhr abends nach Hause. Es waren an die fünfundsechzig Kilometer, aber wir hatten sie in annähernd zwölf Stunden zurückgelegt, waren wir doch die meiste Zeit gerannt. Ich nahm die beiden älteren Jungen mit zur Hütte meiner Mutter, weil wir viele Kühe und eine Menge Milch haben. Sie tranken und ruhten sich aus, und am nächsten Morgen brachen sie in ihr eigenes Dorf auf.

Einen Tag später hörten wir, dass die *shifias* unsere Spuren entdeckt hatten und uns bis unmittelbar an den Dorfrand gefolgt waren. Das ist bloß eine der vielen Gefahren, denen ich begegnete, als ich zur Schule ging.

Viele Kinder blieben nicht in der Schule. Manche liefen weg; andere kamen nicht aus den Ferien zurück. Die Leute im Dorf wussten, dass sie ihre Kinder in aller Ruhe von der Schule nehmen konnten und niemand sie weiter verfolgen würde. Die Verwaltung hatte andere Dinge zu tun. Die Beamten fragten nicht jedes Jahr nach, ob die Kinder in der Schule waren. Aber ich durfte in der Schule bleiben.

Wenn ich nach Hause kam, machten sich meine Brüder lustig über mich. »Was glaubst du, was du von der Schule hast?«

Als ich mit der Schule anfang, pflegte mein Vater zu meiner Mutter zu sagen: »Warum willst du, dass er zur Schule geht? Wir wollen ihn hier haben. Wir sollten ihn runternehmen.«

Aber meine Mutter sagte nur: »Nein, nein, das geht nicht. Unmöglich. Wir können ihn nicht hier lassen.« Sie konnte sehen, dass ich unbedingt zur Schule gehen wollte. Und jedes Mal, wenn ich heimkam, hatte ich Geschichten auf Lager und brachte Bonbons mit für meine Brüder.

Am härtesten, glaube ich - härter als die Schule, das Essen, der Weg nach Hause -, war die allmähliche Erkenntnis, dass ich mit jeder Heimkehr Menschen antraf, die nicht mehr so waren wie ich. Wenn ich nach Hause kam, konnte ich mich selbst ein klein wenig anders sehen. Ich kümmerte mich wie gewohnt um die Rinder oder redete mit meiner Familie über verschiedene Dinge, und ich konnte erklären, wie mein Name geschrieben wurde — ich führte es meinen Brüdern vor, und sie versuchten, es nachzumachen. Oder ich konnte ihnen etwas Englisch beibringen oder ein wenig Mathe.

Es ist so schwer zu erklären, wie ich mich als kleines Kind in einer Kultur fühlte, die die meine war, und wie in einer anderen, die ich gerade erlernte. Aber ich erinnere mich, dass ich von Anfang an wollte, dass meine Kultur an erster Stelle und die Schule an zweiter Stelle kam — ich wollte sie beide gleichzeitig erlernen, wenn ich konnte. Die Missionare sagten wirklich zu mir: »Zieh deine Kleidung aus! Nimm die Perlen ab, die du trägst! Es gehört sich nicht!« Und in der Schule tat ich genau das. Aber wenn ich nach Hause kam, trug ich meine traditionelle Kleidung und lebte so, wie meine Familie lebt. Und das ist bis heute so geblieben.

